

Iris.

Zeitschrift für Wissen, Kunst und Leben.

Dritter Jahrgang.



Sonabend

(1827. No 136.)

17. November.

M o n d a b e n d l i e d.

Hervor aus der Berge glänzendem Pfühl
Sind rosige Purpurstralen gekommen,
Der Berg hat im duftenden Abendkühl
Die Sonne in seinen Arm genommen.

Ihr Buhle, der Mond, so sanft und mild
Eilt schmachend ihr nach durch die Sphärenreize,
Er sehnt nach der Herzallerliebsten Bild,
Daß er bald die fliehende Maid erreiche.

Was blickst du hinauf, Herzliebste, zum Mond,
Was glühst nach ihm dein himmlischer Blick hin?
O blick nicht hinauf, Herze, zum Mond,
Nur melkt all mein träumres Glück hin.

Denn sähe der Mond all die Reize dein,
Die mich auch für dich entzunden,
Dann raubte er dich mir, Geliebte mein,
Während, er habe die Sonne gefunden!

Manfred.

D e r B e t t l e r.

(Erzählung von Savianus.)

(Fortsetzung von No. 135.)

Die schönen Tage der Unschuld, die er neben Gretchen
hingebracht hatte, wo sie Beide, wie zwei hoffnungs-
volle Knospen neben, und für einander glühten,
schwebten sinkend vor seiner Seele herab, wie welke
Blüten, die der Sturm dem Apfelbaum entschüt-
telt; da begann das Dies irae und er dachte wieder
seiner falschen Schwüre, dachte der Stunde, wo
Gretchens Vater auf seinem Sterbebette ihre Hand
in die seinige legte, und sie so ganz seinem Schutze,
seiner Obhut übergab; das Herz wollte ihm brechen
und bei der Strophe: Quid sum miser tunc dictu-

rus, war er seiner Besinnung nicht mehr Herr; es
ging ihm wie dem armen Kinde in Goethes Faust,
seine Knie wankten, und er fiel — in die Arme des
Bettlers, der nicht von ihm gewichen war, und den
ganzen Kampf seiner Seele mit angesehen hatte.
Auf ihn gestützt ging er in's Freie. Hier setzte er
sich auf einen Stein, der das Grab eines uralten
Helden von Großmünde deckte, der Bettler labte
ihn mit einem Fläschchen aromatischen Essig, das
er aus seinem Ränzchen hervorzog. Theobald hatte
sich ziemlich erholt, und der Bettler sah ihn mit
einem Blicke an, in dem man das Hauptgebot der
Christlichen Liebe gar so deutlich lesen konnte: „Wie
ist Ihnen, lieber Herr Theobald,“ fragte er ihn
freundlich. — Seitdem Theobald sich von Gretchen
entfernt hatte hörte er sich nie bei seinem Tauf-
namen nennen; denn seine angeblichen Freunde nan-
nten ihn nur stets bei dem Prädikate, daß er sich
erkauft hatte; es that ihm so wohl wieder den Na-
men nennen zu hören, den er beim Taufsteine er-
halten. „Ach, sehen Sie mich nicht so furchtsam an,
fuhr der Bettler fort, so sieht man nur auf den
Todfeind, und ich bin doch gewiß Ihr wahrer Freund.“
„Ja daß bist du, rief Theobald aus, der sich in-
dessen erholt hatte, wunderbarer, unerklärbarer
Mensch! Wie ein ehrwürdiger Prophet tratest du
zwischen mich und die Hölle, und ich gelobe Dir fei-
erlich, daß ich von der Bahn der Tugend nie mehr
abweichen will. Wer du auch seyst, eile dem guten
gekränkten Mädchen zu verklünden, daß ich sie zum
glücklichen Weibe machen will, wofern sie mir ver-
geben kann.“ — „Dort der Lohn,“ sprach der
Bettler, indem er nach oben wies „aber bedenken
Sie, junger Mann, daß Gretchen wohl hundert

Hortensen aufwiegt. Sie haben sie tief, tief gekränkt, sie verdient daher eine ausgezeichnete Genugthuung. Das Wie der Sache überlassen Sie mir; indessen setzen Sie ihre Wirsten beim Banquier fort, und je inniger Sie das Mädchen lieben, desto leichter wird es Ihnen werden, das blöde Volk durch glatte Redensarten zu täuschen. Ich werde Sie öfter sehn!" — Dieß sprach der Bettler und verschwand. Theobald sah ihm nach, er war ihm so werth, so unentbehrlich geworden, aber seine Spur war bald verschwunden. Er ging daher nach Hause, erst langsam, nachdenkend, dann aber mit schnellerem Schritte, wie gewiß jeder gehen wird, der seinem bessern Genius einen Triumph vorbereitet. Er ging nach Hause, handhabte mit thätiger Kraft seine Geschäfte, und sah es seit langer Zeit wieder ein Mal ein, daß der Mensch zur Thätigkeit und zur Tugend geschaffen sey.

Auch das gute Gretchen war indessen aus dem Requiem fortgegangen; natürlicher Weise hatte sie der Bettler abgewartet, und Ihr ihr naheß Glück verkündet. Mit welchem Gefühle sie nun zu ihrer Mutter kam, die Arbeiten unter ihre Lehrmädchen vertheilte und in jedem, ihrer Obhut anvertrauten Kinde, schon die künftige regsame Hausmutter sah, darf ich jenen Lesern nicht schildern, die dergleichen Scenen besser aus dem Leben als aus Büchern kennen.

Leser, Du hast nun einen Blick in den Himmel gethan, verarge mir es nicht, wenn ich Dich auch in das Räderwerk der Hölle und in die Irrgewinde ihrer Teufel blicken lasse. Leicht kannst Du errathen, wo ich Dich hinführe; wohin als zum Marquis, der mit tückischem Grinsen den jungen Spieler bereits erwartete. Sieh dich doch mit mir in seiner Wohnung zuerst um. Ein wüßes Dachstübchen, ein durchwühltes Bette, einige zerbrochene Strohstühle, auf der Erde gemischdelte Liebsbriefchen, auf dem Tische zerstreuter Tabak und einige Bücher aus Voltaire's Bibliothek, endlich einige theils halb, theils ganz geleerte Medicinfläschchen und in den Winkeln Kappiere, Stockbege und andre Waffen. Der Marquis hatte sich auf sein Bette hingeworfen, den wüßten Kopf auf den Arm gestützt und seinen Projekten nachgedacht, als Jemand klopfte. Es war der Baron. Der Marquis trat ihm mit einer Miene entgegen, die ganz in das Steinreich gehörte. —

„Hier bin ich, was wollen Sie von mir?“ sagte der junge Mann. — „Helfen und retten“ entgegnete der Marquis. „Wo ich nicht irre, Bursche, so bist du bald der Höhe nahe; wo es dem Menschen

einerlei wird, Mensch, Seraph, Vieh oder Teufel zu seyn; denn gerade das hat der Teufel mit dem Seraph gemein, daß Jeder seine individuelle Existenz, sein egoistisches Glück zu sichern sucht. Freund, Freund! Alles ist Egoismus, die Feinheit und Grobheit desselben thut wenig zur Sache, und dem Hungernden ist's gleich viel, ob er mit goldenem oder hölzernem Löffel speist.“ — „Was wollen Sie?“ sprach der Baron noch ein Mal. — „Dein Glück!“ entgegnete der Marquis mit teuflischem Grinsen, „Willst du immer weiter schweifen? Lerne es doch recht ergreifen! Das Wort betriege n dürfte dir am Ende doch noch Wallungen verursachen; machen wir's also zum Anabaptisten, und es heiße sich bereichern, oder wie es in der neuen Welt schon so ziemlich gangbar geworden: einen Geniestreich vollbringen, — und das wollen wir Beide.“ — „Nein, nein! nimmermehr!“ rief der Baron heftig aus. — „O des herrlichen Tugendhelden!“ entgegnete der Marquis kalt lächelnd; „am Spielisch ist es ihm ein Spaß einen Hausvater zum Bettler zu machen, und offenbar will er nicht dran! Memme, die du nur im Verhau morden willst!“ — „Schändlicher Mensch!“ — „Wie viel Pfennige hast du wohl in der Tasche?“ — „Keinen einzigen!“ — „Desto besser! Bursche! du leitest mir heute hilfreiche Hand, und ich werde dich reichlich lohnen! auf dem Schaffot deinen Namen verschweigen; wo nicht, so zerstört eine Kugel dein hölzernes Cerebralsystem, eh du dich's verstehst.“ — Die letzten Worte wirkten. Der Marquis eröffnete nun, nachdem er zuvor die Thüre vorsichtig verschlossen, seinen Kasten und zog ein Päckchen falscher Wechsel und Schuldverschreibungen hervor, die alle auf Goldbrands Namen lauteten. Diese wollte er bei Gelegenheit des Balles, der heute auf Goldbrand's Vorwerke gegeben werden sollte, mit echten auswechseln. Den Ort, wo diese lagen, wußte er genau und Nachschlüssel zur Schreibstube hatte er sich auch zu verschaffen gewußt. Der Baron sollte eigentlich nur Wache stehen, und ein Wechsel auf Tausend Gulden sollte sein Lohn seyn. Nun folgte die Bergliederung des weitern Plans, die gewiß keiner meiner Leser verlangen wird; genug, wenn wir die Hauptadern des Lasters gesehen haben, die Nebenverzweigungen wollen wir nicht mehr betrachten!

(Fortsetzung folgt.)

A p h o r i s m e n

(Von Heinrich Adami.)

7.

Dunkel sind die Wege des Schicksals — probatum est! und doch schlägt man die Hände über den Kopf zusammen, wenn sich ein Menschenkind — eine Laterne anzündet!

8.

Wenn in Hinsicht unserer heutigen Poesie ein förmlicher Reformationskrieg ausbrechen wollte, ich glaube fast, dreißig Jahre genügt nicht, um das Uebel aus dem Grunde zu heilen! Als den umsichtigsten Heerführer möchte ich da unsern Goethe wählen. Die gute Partei würde viele Proselyten machen und das Antagonisten-Gelichter, obgleich sein

Name Legion ist, bald sich gezwungen sehen, dem Strahlensysteme des guten, veredelten Geschmacks die des Stürmerfeuers längst entwöhnten Augen zu schließen. Freilich schlugen sich Buchhändler, als hart mitgenommene Interessenten, wohl auch zur schlimmen Partei, doch die kommen hiebei als zu profaisches Völkchen nicht mit in Anschlag. Wer da einmal die Bahn bräche! —

9.

Literarische Telegraphen, welche die neuesten dramatischen pariser Duhend-Bieferungen aus der als einzig effektiv patentirten Fabrik des Herrn von Scribe uns brühwarm referirten, möchten wohl bei unserm allzeit fertigen Uebersetzer-Freikorps Fiasco machen.

Korrespondenz- und vermischte Nachrichten.

Wien, 8. November 1827.

Der Wallfahrtsort Mariazell in Steiermark ist nebst seiner berühmten Kirche ein Raub der Flammen geworden. Der fromme Sinn der Steiermark und der Nachbarprovinzen läßt mit Zuversicht eine schnelle Restauration des zerstörten Gotteshauses hoffen. —

Die Gassenluden, (vulgo Gewölbe) Wiens bilden jetzt eine wahre unentgeltliche Kunstausstellung, mit ihren Schilden, oder vielmehr Wandgemälden. So sind der Tobias bei der Kron-Apothek am Graben und der Amor, von Kupplwieser; die Erzherzogin Sophie, das Mädchen von Orleans, Gabriele, ein Stappelplatz, die Moser'sche Apotheke in der Josefstadt u. mehr oder minder wirkliche Kunstwerke. Auf unserem Michaelsplatz und Kohlmarkt sind neue Laternen angebracht worden, welche die Nacht zum Tage wandeln; Schade, daß sie den Uebelstand haben, von gewissen Seiten das Auge zu beleidigen, indem sie es blenden. —

Der als Naturforscher bekannte, und von den Gelehrten seiner Wissenschaft geachtete L. F. Zingler hat eine kleine Schrift über die, in der Sandgrube bei dem Belvedere aufgefundenen fossilen Zähne und Knochen eines urweltlichen Thieres (Mastodon augustidens) herausgegeben. —

Herr Steinkeller (nicht Steinheller, wie es unlängst in der Zeit hieß,) Sohn des reichen polnischen Wechselers hat bereits das Leopoldstädtertheater (Haus und Privilegium) gekauft. Noch dauert aber die Pachtzeit des vormaligen Pächters, Leop. Huber, durch ungefähr 6 Jahre fort, und die Gläubiger des letzteren, die in die Pachtrechte eintreten, zeigen wenig Lust sich mit Hrn. Steinkeller abzufinden, wie glauben, daß sie diese Gesinnung gewiß, aber dann wohl zu spät bereuen werden.

In diesem Theatre gefiel: „Moisafura's Herenspruch,“ von Weigl, als Parodie auf „Moisafur's Zauberfluch,“ von Raimund. Von einem gewissen

„Impartial“ erschien auch eine kritische Broschüre über das genannte Stück von unserem hochgeschätzten Raimund; Impartial hat darinnen ziemlich unbefangenen gesprochen, doch sind wir überzeugt, daß es Raimund unter seiner Würde hält, die Wertchen seines Kritikers so nahe zu beleuchten. —

Demois. Krones verfaßt ihr Benefiz-Stück selbst.

Im Laufe des Dezembers wird in diesem Theater eine neue Pantomime, „die Zauberlilie“ zum Vortheile des verdienstvollen, und mit Recht allgemein beliebten Schadecky, in die Scene gehen; das Programm dazu hat Einer aus Israel aus dem Französischen übersezt, und es soll gut seyn. Die Zecunde dieses Genres dürfen auch in Betreff der Ausführung Gelingen erwarten, wofür uns die Namen Schadecky und Rainoldi bürgen. Wir sind auf die Maschinen von (dem „ersten Kämpfer der Akademie zu Paris,“) Lesbenier, begierig. — Zu wünschen wäre, daß bei dieser Bühne das antike weibliche Opernchorpersonale, und auch die Rote der Herren Männer gegen geeigneter Individuen umgewechselt würden.

R.

Wien, 9. November 1827.

Außerordentlicher Bericht.

Zwei Uhr.

Großes, melodramatisches Spektakelstück in 3 Akten, als Seitenstück von „Ein Uhr“ aufgeführt am 25. Oktober 1827 im k. k. priv. Theater an der Wien.

Maligna und Benigna,
Zwei Damen von verschied'ner Art
halten schon seit langer Zeit
Einander großen Widerpart.
Die Eine will das Gute haben,
Der Andern ist das Böse lieb,
D'rum fordern sie sich sans facon
Zulezt heraus auf Stich und Dieb.
Doch weil sie Beide zaubern können
So geb'n sie sich ein Rendezvous

Auf einer Insel, und verböhnen
 Ein's das And're lang per Du.
 Benigna bietet Frieden an,
 Maligna sagt: mir lieat nichts d'ran!
 Hum Schluß ist das letzte Wort, das sie noch sagen:
 Da müßten wir Narren seyn, daß wir uns plagen.
 D'rum nehmen wir Beide jetzt zitter
 Hum Raufen ein Jede ein Ritter.
 Benigna, die hat den Adolfo erkor'n,
 Ein Edeltnecht nur, aber nobel gebor'n.
 Maligna, die wählt sich Delando den Grafen,
 Der Mensch ist zwar g'horben, doch kaum thut sie schassen,
 So wird er lebendig,
 Bewegt sich behändig,
 Kann reiten und fechten, schön tanzen und lieben
 Und nie ist vom Tod als die Bleichsucht ihm blicben.
 Dieß sind die zwei Paare,
 Die miteinand' streiten,
 Hat man sie geleh'n
 So kennt man's von weiten!
 Jetzt wollen wir wandern
 Geschwind zu den Andern:
 Ubaldo Dämondi
 Ein heftiger Graf —
 Und kreuzbraver Mann
 Nur bisweilen ein Af-
 -estrierer Monsieur,
 Der hat eine Tochter
 So frisch wie der Klee.
 Die gute Bianta
 Weiß nie von der Welt,
 Als daß ihr bis dato
 Ein Liebhaber fehlt.
 Dieß ist ihr vor Allem
 Im Schlaf eingefallen.
 Sie träumt — spricht die Sage —
 Auch öfter am Tage
 Und — wer sollt' es glauben? —
 Mit offenen Augen.
 Nun diese Bianta,
 Die liebet den Knecht
 Adolfo mit Namen
 Ein'n pflüßigen Hecht;
 Denn weil ihm Laurina,
 Die Gräfin nit g'fällt
 So liebt er Bianta'n,
 Die ist nit so alt.
 Doch die hat ein Kenner
 Und merkt' die Affair'
 Schwört blutige Rache
 Und lauft hin und her.
 Doch unter der Zeit
 Kommt Delando in's Schloß,
 Ein Mann von Gewicht,
 Schön g'wachsen und groß.
 Der zeigt sich als Mann,
 Von echter Courage,
 Hat Ritter und Knappen
 Nebst and'rer Bagage.
 Doch kaum thut der alte
 Graf ihn erschauen
 So schreit er: „Ha, soll
 Meinen Augen ich trauen?
 Du bist ja Delando,
 Der einst für mich starb,
 Hätt' bald drauf vergessen
 D, sey nur nicht hart!
 Zum Danke dafür
 Geb' die Tochter ich Dir.“
 „Ha, das laßt sich hören“
 So ruft jetzt Delando
 „Bianta so komm! und
 Laß Treue die schwören.“
 Doch kaum schaut Bianta
 Dem Bleichen in's G'sicht

So ruft sie voll Schrecken
 „Ha! den nimm ich nicht.“
 Adolfo, der Edeltnecht
 Springt nun herbei
 Nun: Ha ich alaube
 Daß ich schon verloren icht sey.
 Ha! ruft der Vater —
 Was wagt du zu sprechen
 Fort in den Kerker
 Für dieses Verbrechen!
 Gesagt und gescheh'n,
 Adolf' muß getrennt
 Von Bianta'n sich seh'n,
 Und diese soll heut noch
 Hum Traualtar geh'n.
 Nun geht die Komödie eigentlich los
 Es klirren die Ketten, es schmauben die Ketten,
 Bianta, die winfelt
 Delando, der blinzelt,
 Adolfo, der raist,
 Ein Gärtner, der graist,
 Die Geister, die schwören
 Einander in Ehren.
 Ein Epicael kann reden
 Doch nit mit ein Jeden
 Den Ein'n macht er schwarz
 Den Andern was weiß,
 Ein uralte Aammel
 Kriegt völlig die Fraiß.
 Ein Höll' ist zu schauen
 Da thun's ein Paar braten
 Und woll'n den Delando
 Hum Essen einladen.
 Doch der sagt: ich bin
 Heute sans appetit,
 Kälberne Schmißel
 Die esse ich nie.
 Adolfo, der Diensthoch
 Hat Wäpfer und Knappen
 Und dann gar ein Herold
 Mit Schild und mit Wapen,
 Die kommen zu Hil-d
 Ihm schnell in der Noth
 Drauf sticht er Delando'n
 Im Zweikampfe todt.
 Doch der ist gar pflüßig
 Ist todt nur zum Schein
 Obwohl's der Akteur heut
 In Wahrheit mecht' seyn —
 Er ruft der Maligna
 Und stirbt dann getrost
 Hum zweiten Mal jetzt und
 Zu Adolfo's Trost.
 Maligna erscheint
 Erweckt ihn vom Tod;
 Doch wird er im G'sicht
 Deshalb doch nimmer roth.
 Jetzt treibt er sein Wesen
 Erst bunt überred't.
 Adolfo schwört bald
 Meiner fünf, meiner sechs.
 Bianta wird nicht ihres
 Lebens mehr froh,
 Sie stellt sich vor'n Spiegel
 Und macht ein Tableau.
 Der Vater, der drohet
 Ihr stets mit 'n Flach
 Und nennet Adolfo'n
 Ein liederlich's Tuch.
 So dauert es lang und
 Nach mancherlei Plagen
 Schlägt's Zwei und man weiß
 Wie viel's eigentlich g'schlagen.

Sans Géné.